

ZEUGENSCHRIFTUM

ZS 2470-7

Name:	ZS Nr.	Bd.	Vermerk:
P E I S E R , Werner	2470		
katalogisiert Seite: Sachkatalog: Italien I Revolution II - 1 Emigration IV - 2. Italien Personen: Peiser, Werner Prof.Dr. Gentile, Giovanni Marcuse, Herbert Heidegger, Martin Grimme, Adolf			
katalogisiert Seite: Sachkatalog: Personen:			
katalogisiert:Seite: Sachkatalog: Personen:			
katalogisiert Seite: Sachkatalog: Personen:			

Ein Landschulheim für Naziopfer im faschistischen Italien

An einem heissen Sommerabend im Jahre 1933 saßen zwei Emigranten-Ehepaare in einem der kleinen Cafés auf der Piazza in Capri. Hier stock' ich schon - Emigranten-Ehepaare? Capri? Es mochte ihnen finanziell nicht schlecht gehen, ist doch die heutige, nur zu berechnete Vorstellung die, dass nur recht begüterte Angehörige bestimmter Gesellschaftsschichten den astronomischen Preisen auf Capri gewachsen sind. Damals aber, eben im Jahre 1933, war alles anders. Wem es in Rom zu teuer war, der wich nach Capri aus, und so taten es die vier eingangs erwähnten Personen.

Es war ein Apotheker-Ehepaar, dem man die Lizenz in Deutschland entzogen hatte, und das nur mit Mühe dem Konzentrationslager entflohen war. Das andere Ehepaar bildeten meine Frau und ich, äusserlich in einer etwas besseren Situation. Dazu einige Worte der Erklärung:

In der Weimarer Republik war ich 10 Jahre Regierungs- und Oberregierungsrat und stellv. Pressechef der preussischen Staatsregierung gewesen. Auf mein dringendes Verlangen - teils politische Voraussicht, teils des Klimas wegen - war ich vom preussischen Staatsministerium unter Leitung des Ministerpräsidenten Otto Braun und durch Vermittlung des Kultusministers Adolf Grimme im Februar 1931 an die Deutsche Botschaft in Rom versetzt worden, die damals von dem liberal-konservativen Baron von Schubert geleitet wurde.

In den Jahren 1931-1933 in Rom hatte ich zahlreiche Gespräche mit Anhängern und Gegnern des Faschismus. Über die letzteren ist an dieser Stelle nichts zu berichten. Was mich aber auf das Höchste interessierte, waren die Unterhaltungen mit führenden Faschisten wie Ugo Spirito, dem Erfinder der Theorie des Ständestaates, mit dem Philosophen Calogero und vor allem mit dem früheren Minister für Erziehung und Wissenschaft

Giovanni Gentile, Senator auf Lebenszeit, Ordinarius für Philosophie an der Universität Rom, Präsident der "Enciclopedia Italiana", ein Parallelwerk zur Britischen Enzyklopädie, ein ebenso begeisterter Faschist, wie er früher - damals noch als engster Freund des liberalen Philosophen Benedetto Croce - ein wortreicher Verteidiger des Liberalismus gewesen war.

Wie es zu diesem Gesinnungswandel kam, soll hier nicht erörtert werden. Vermutlich genügt ein Wort der Erklärung: Ehrgeiz und Wille zur Macht.

Mit diesem Mann hatte ich ein denkwürdiges Gespräch über Hitler, gegen den er sich in stärksten Ausdrücken ausliess, und ~~er~~ bezeichnete ihn als Imitator und "Imitatoren sind immer verdächtig". Er zwang den Berliner Verlag Junker und Dünhaupt, die Einzelheiten dieser amüsant-erregenden Angelegenheit sei einmal an anderer Stelle dargestellt - eine Übersetzung aus meiner Feder seiner "Filosofia dell'Arte" zu akzeptieren, und ich erhielt von ihm ein Übersetzer-Honorar, von dem ich ein paar Monate leben konnte.

Und so fiel eine mehr zufällig Bemerkung der Apothekers-Gattin an jenem Capri-Abend auf fruchtbarem Boden: "Sie haben sich immer für pädagogische Fragen interessiert, weshalb gründen Sie nicht ein Landschulheim für die Kinder der Opfer des Hitler-Reichs?" Der Vorschlag war erregend und beschäftigte mich die ganze Nacht. Am folgenden Morgen war der Beschluss gefasst. Da die politischen Voraussetzungen durch die Haltung führender Faschisten erfüllt waren, hatte ich von dieser Seite kaum Schwierigkeiten zu erwarten, und das um so weniger aus dem psychologischen Grund, weil es sich ja um Kinder handelte, für die jeder Italiener - vom Kommunisten zum Faschisten - ein besonders warmes Herz hat.

Die Einzelheiten des Aufbaus des Landschulheims können hier nicht geschildert werden. Die mir zur Verfügung stehenden Gelder waren äusserst beschränkt. Zunächst mietete ich in Fiesole eine Villa, engagierte vier Lehrer aus Deutschland und fand einen 12-jährigen amerikanischen Schüler, der bei uns Deutsch lernen wollte. Inzwischen hatte mein alter Freund und Kollege Robert M.W. Kempner, der mit mir gleichzeitig im Jahre 1921 in den preussischen Staatsdienst

eingetreten war, eine damals noch zulässige umfangreiche Propaganda für mein Landschulheim entfaltet. Mit den nicht allzu reichen finanziellen Mitteln, die ihm zur Verfügung standen, überschwemmte er die deutschen Zeitungen - auch das war damals noch möglich - mit einem Inserat folgenden Textes: "Sichert die Zukunft Eurer Kinder im Landschulheim Florenz". Das war zweideutig gesagt, unmißverständlich für den Kenner.

Von den Anfangsschwierigkeiten soll hier nicht gesprochen werden. Die Schülerzahl wuchs. Es kamen hervorragende Lehrkräfte, prominente Philologen, Menschen, die schon in jungen Jahren einen wissenschaftlichen Namen hatten, wie mein alter Jugendfreund Heinrich Kahane, heute einer der angesehensten und geehrtesten Professoren in USA, Paul Oskar Kristeller, bedeutender Interpret italienischer Renaissance Philosophie und viele, viele andere, deren Bleiben in Deutschland aus politischen und rassistischen Gründen nicht mehr gegeben war. Die finanziellen Mittel für die Erhaltung der Schule waren verhältnismässig leicht zu beschaffen: es bestand zwischen den deutschen Nazis und den italienischen Finanzbehörden ein Clearing-Abkommen, auf Grund dessen bestimmte Beträge nach Italien transferiert werden konnten. Beim einjährigen Fest der Schule bat mich mein wirtschaftlicher Leiter, Dr. Moritz Goldstein, ehemaliger Gerichtsberichterstatter der Vossischen Zeitung, in sein Privatbüro, öffnete sein leeres Portemonnaie und zeigte mir, dass wir den Nullpunkt erreicht hatten.

Wie sich das in den folgenden Jahren änderte und ständig verbesserte, kann hier nicht geschildert werden. Allmählich begaben wir uns auf die andere Seite von Fiesole, mieteten fünf große Villen, den herrlichen Sommersitz der Pazzi in Arcetri neben dem Galilei'schen Observatorium, die Schüler wurden für das italienische Abitur und das englische Matric vorbereitet, wir hatten Spezialkurse für technisch-medizinische Assistentinnen, es gab eine Ausbildung für Kindergärtnerinnen und zahlreiche Privatstunden in den antiken Sprachen. Einige unserer prominenten Schüler waren der Sohn von Prezzolini (der Vater feierte kürzlich seinen 100. Geburtstag) und Paolo Tumiati, Angehöriger einer höchst angesehenen italienisch-englischer Schauspieler-Familie.

Aber es sollen hier keine Einzelheiten über das Landschulheim gegeben werden. Zu zeigen ist: Wie verhielten sich die italienischen Behörden? Und da kann ich als überzeugtester Antifaschist nur das Beste und Positivste aussagen. Und diese Aussage ist vielleicht das Interessanteste am vorliegenden Bericht. Die Sommermonate verbrachten wir mit dem gesamten Heim in Forte de Marmi, und Giovanni Gentile liess sich niemals die Gelegenheit entgehen, unsere Kinder zu besuchen, sie zu fragen, wie es ihnen erginge, und liess sich von dem Schicksal ihrer Angehörigen berichten. Und so verlief alles freundliche und friedlich bis zum Jahre 1938. Da ~~umdüsterte~~ sich die Lage. Der nationalsozialistische Einfluss auf Italien wuchs. Man presste das Land in Entscheidungen hinein, die von der Regierung wie Bevölkerung abgelehnt wurden. Zunächst zwang man die italienischen Behörden, die deutsche Rassengesetzgebung, gefördert durch den deutschen Staatssekretär Globke, den italienischen Behörden aufzuzwingen. Die folgende interessante Episode ist bezeichnend für die damalige Lage:

Ich besuchte im Frühjahr 1938 den Provveditore alle Scuole in Florenz, etwa dem Rang des Präsidenten eines Provinzial-Schulkollegiums entsprechend, Nazareno Padellaro, ein fanatischer Faschist. Er blickte von seinen Akten auf und fragte mich wörtlich: "Dica, caro Feiser, che cosa è un ariano?" (Sagen Sie mir, lieber Feiser, was ist ein Arier?)

Und es kam die Begegnung Hitler-Mussolini in Florenz im April 1938. Florenz war von je eine Rebellenstadt, und auf zahlreichen Mauern waren Inschriften zu lesen: "Hitler, qui tu troverai la tua tomba!" (Hitler, hier wirst Du Dein Grab finden!) Die italienischen Behörden gerieten in Panik und verhafteten wahllos alle Ausländer und solche Italiener, die antifaschistische Gefühle verächtlich waren. Wir, Schulleiter, Lehrer, Schüler über 12 Jahren wurden auf die Gefängnisse verteilt, die Ehefrauen und Schülerinnen zusammen mit den Prostituierten von Florenz, bis die überwachenden Nonnen sich des Unterschiedes bewusst wurden und eine Trennung vornahmen.

Am 10. Mai, nach Hitlers Abreise, wurden wir freigelassen, und wieder zeigte sich der humane Charakter des italienischen Volkes. Als wir die Gefängnisse verliessen und in Artetri eintrafen, bildeten alle Handwerker, Schuster, Bäcker, Schneider, Schmied usw. ein Spalier und boten uns für die Übergangszeit ihre Kredite an, obschon sie durch unsere Gefangenschaft erhebliche finanzielle Verluste erlitten hatten.

Und noch ein weiteres Denkmal sei hier einer italienischen prominenten Persönlichkeit gesetzt: dem Florentiner Kardinal Della Costa, der mir täglich einen Geistlichen ins Gefängnis sandte. Dieser trug unter seiner Soutane die inzwischen seitens der erregten Eltern eingetroffeneⁿ Briefe, und so wurde es mir ermöglicht, beruhigend zu wirken.

Die Tage des Landschulheims aber waren gezählt. Es kamen Fragen, die man früher nie gestellt hätte. Ob nicht der Name Rosenthal oder Fleischmann vielleicht ein jüdischer Name sei. Und so fühlten wir den steigenden Einfluss der deutschen Rassisten und den schwächer werdenden Widerstand der Italiener. Am 11.9.1938 erschien ein Beamter des Präfekten aus Imperia und veranlasste mich, ein Dokument zu unterschreiben, in dem es hiess, dass ich das Heim im liberal-demokratischen Geist geleitet hätte. Ich fragte, ob diese Unterschrift eine neue Verhaftung bedeutete. Die Frage wurde bejaht.

Schon vorher hatten wir die Aufteilung der Schüler an Mitglieder des Lehrkörpers vorgenommen, die Ausländer waren und dem Zugriff der faschistischen Behörden nicht unterstanden. Ein Teil der Kinder besass gültige Visa nach Frankreich, und mit ihnen unternahmen wir Mitte September 1938 die Flucht nach Nizza. Erst später erfuhr ich, dass die faschistischen Behörden ein KZ auf den Liparischen Inseln für das Landschulheim und seine Mitglieder vorbereitet hatten.

Begegnungen in ROM (1931 - 1933)

"Ich mache Sie aufmerksam: ich bin bayrischer Monarchist!"
Wer sprach diese seltsamen Worte, aus welchem Anlass wurden sie gesprochen, was bezweckten sie?

Vom Jahre 1921 bis Anfang des Jahres 1931 war ich als stellv. Pressechef und Oberregierungsrat in der Presseabteilung der preussischen Staatsregierung tätig. Ministerpräsident war der Sozialdemokrat Otto Braun, Innenminister Carl Severing, die übrigen Ministerien verteilten sich auf zwei Angehörige der demokratischen Partei und drei Minister der Zentrums Fraktion.

Zwei Gründe bewogen mich, einen Wechsel meiner Tätigkeit ins Auge zu fassen. Einmal, um es ganz nüchtern zu sagen, weil mir die Arbeit zu sehr Routine, zu sehr monoton geworden war, dann aber auch - ich will mich nicht nachträglich politischer Weisheit und Voraussicht rühmen - weil ich das Ende der Weimarer Republik voraussah und als Leser von Hitlers "KAMPF" wusste, dass ich als Sozialdemokrat und Jude das kommende Reich nicht überleben würde. Und so bemühte ich mich um eine Versetzung nach Rom, der Stadt, der von je meine Liebe gegolten hatte.

Es war mühsam und heute kaum zu verstehen, einen preussischen Beamten in den Reichsdienst zu übernehmen, schwieriger noch, ihn ins Ausland zu entsenden. In aller Kürze sei es gesagt, mit Hilfe des mir befreundeten Kultusministers Adolf Grimme gelang es, beim Preussisch-Historischen Institut in Rom, dessen Direktor der hochangesehene Geheimrat Kehr war, war eine Stelle unbesetzt, die man mir zur Verfügung stellte, und so wurde ich Ende Februar 1931 nach Rom versetzt, der Botschaft attachiert, dem Historischen Institut planmässig zugewiesen.

Dass es herrliche Jahre waren, in einer Stadt mit 900.000 Einwohnern zu leben, auf dem prachtvollen Monte Verde für Lire 600 monatlicher Miete eine schöne halbe Villa zu bewohnen, den 28 km weiten Spaziergang nach Albano zu Fuß zu machen, ohne einem einzigen Auto zu begegnen - das erscheint heute traumhaft und sei hier nur gestreift. Worauf es mir in den folgenden Zeilen an-

kommt,

sind ein paar absonderliche Dinge und Gespräche ans Licht zu bringen, die in keinem noch so ausführlichem Geschichtsbuch verzeichnet sind und sich doch - vielleicht gerade deshalb - lohnen, der Vergesslichkeit entrissen zu werden.

Als junger Beamter machte ich meine Antrittsbesuche. Mit den eingangs zitierten Worten begrüßte mich der Direktor des Archäologischen Instituts, Prof. Dr. Ludwig Curtius, ehemals Ordinarius für Archäologie an der Universität Freiburg, eine ebenso bedeutende und faszinierende wie leicht skurrile Erscheinung. In einer Fakultätssitzung in Freiburg, in der es um die Ernennung eines Privatdozenten zum Ausserordentlichen Professor ging, äusserte er, "der Unterschied zwischen einem Privatdozenten und einem Professor ist ein gottgewollter!"

Meine Beziehung zu Curtius nahm bald freundschaftliche Formen an. Wir, meine Frau und ich, gehörten zu den nicht allzu zahlreichen Persönlichkeiten, die er zu seinen prachtvollen Privatkonzerten einlud. Seine Sekretärin, eine Schwester des Dirigenten Furtwängler, seit Jahren ihm treu ergeben, schwenkte im Jahre 1933 um, wie es Millionen taten, denunzierte Herrn Curtius, er habe einen jüdischen Geiger beschäftigt, und Curtius wurde von Goebbels entlassen. Auch eine hochangesehene Kunsthistorikerin und ehemalige engste Freundin von Frau Furtwängler, Dr. Speyer, von ihren Freunden Spinny genannt, wurde zum Opfer der Denunziantin. Der Vatikan rettete sie vor der Verfolgung und Ermordung in Deutschland und beauftragte sie mit kunsthistorischen Arbeiten im Vatikan.

Kaum war ich in Rom angelangt, erschien in einer der faschistischen Zeitungen - ich weiss nicht mehr, in welcher, denn sie waren ja alle gleich geschaltet - ein Artikel, ob es von der preussischen Regierung wohl als taktvoll zu betrachten sei, dass sie an einen verantwortungsvollen Posten in Rom ausgerechnet den "roten Feiser" entsandt habe. Es war eine offenkundige Denunziation mit dem Ziel, meine Arbeit mit den italienischen Behörden zu stören. (Diese Arbeit war bisher reibungslos vor sich gegangen, weil es fast stets um kulturelle

literarische Fragen ging, bei denen politische Kontroversen kaum auftauchten.) Das Beklagenswerte dieser Denunziation war der Umstand, dass sie von einem deutsch-jüdischen Journalisten A. verfasst worden war, der sich offenkundig bei den deutschen Nazi^Sbehörden wie bei den Faschisten beliebt machen wollte. Gewiss nicht Zeichen einer charaktervollen Haltung. Ich würde nicht zögern, diesen Denunzianten zu benennen; da ihn aber selbst das tragische Geschick erreichte, bei den späteren Judenverfolgungen aus Rom ausgewiesen und in Deutschland ermordet worden zu sein, soll sein Name nicht über meine Lippen kommen.

In jenen Jahren entstand eine herzliche Freundschaft zwischen uns und dem damaligen Vertreter des Völkerbundes, Dr. Ficker und seiner Frau, einer angesehenen Volkswirtschaftlerin. Sie beide, ungemein intelligent, er ein brillanter Jurist, waren stolz darauf, mit uns fortschrittliche Ideen im faschistischen Italien zu verbreiten. Herr Ficker liess es an keiner freundschaftlichen Geste fehlen. So feierte er den Geburtstag meiner Frau im Jahre 1932 durch ein großartiges Fest in der Villa Aldobrandini. Es kam der 30. Januar 1933. Herr und Frau Ficker kannten uns nicht mehr. Wir verloren unsere Spuren. Als ich im Jahre 1946 als Anklagevertreter im Nürnberger Kriegsverbrecher-Prozess einmal die Vernehmungslisten durchlas, fand ich unter den Angeklagten Herrn Dr. Ficker. Ich nahm an seinem Verhör teil, hielt mich aber im Hintergrund. Sein maßloser Ehrgeiz hatte ihn schliesslich in Hitlers Hauptquartier geführt, und wenn er auch nicht unmittelbar der Verbrechen und Morde angeklagt war, sein F war wiederholt auf den Deportationslisten zu finden, durch die Hunderttausende Menschen in die Vergasungsöfen getrieben wurden. Er erkannte mich und kam sichtlich erschüttert auf mich zu, ob ich ihm vergeben könne. Ich verneinte kurz. Die Begegnung war beendet.

Meine Wünsche und Gedanken weilen beim VORWÄRTS. Mehr als fünf Jahrzehnte sind vergangen, seit ich Deutschland verliess und weit grösser noch ist die Spanne, als ich im Jahre 1919 in die Berliner Redaktion des VORWÄRTS eintrat, wo ich zwei Jahre unter Leitung des unvergesslichen Chefredakteurs Friedrich Stampfer verblieb.

Die Probleme, vor die damals die Redaktion des VORWÄRTS gestellt wurde, waren gänzlich anderer Natur als die Probleme von heute. Es galt eine jahrhunderte alte monarchische Tradition, die ihren Einfluss auf die Lebenssphäre jedes Menschen ausübte, zu überwinden und den Gedanken einer Republik, wie sie in der Bewegung der 40-iger Jahre des vorigen Jahrhunderts geschaffen worden war, in Geist und Herz der Menschen zu verankern. Der Kampf des VORWÄRTS richtete sich damals gegen Kräfte von links und rechts, die schon kurz nach Gründung der Republik diese zu stürzen versuchten.

Wie gesagt: die Probleme, vor die der VORWÄRTS heute gestellt ist, sind anderer Natur, aber sie sind vielleicht nicht weniger ernsthaft. Gewiss: die republikanische Staatsform ist als Grundlage des Zusammenlebens der Deutschen gesichert, aber noch immer gibt das mahnende Wort, das den Regierenden der römischen Republik immer wieder zugerufen wurde: *videant consules ne reipublicae nihil detrementi fiat.* (Die Konsuln seien auf der Hut, dass der Republik kein Schaden zugefügt würde.)

Das ist die Lage, in der sich der VORWÄRTS heute befindet. Besonders jetzt, nach dem die Deutsche Sozialdemokratie - fast hätte ich geschrieben: glücklicherweise - in die Opposition gegangen ist. Und da vernehme ich in meinem gegenwärtigen Aufenthaltsort in Genua, dass der VORWÄRTS in seiner Existenz finanziell bedroht ist. Das darf einfach nicht sein! Es trage ein jeder in der ihm gemässen und möglichen Form dazu bei, dass diese Wochenzeitschrift, die

auch wieder ein Kampforgan um die Erhaltung republikanischer Grundrechte sein soll, nicht nur in seinem Bestand erhalten sondern, wenn möglich, ausgebaut, befestigt, gesichert wird.

Im Vertrauen darauf, dass die deutschen Genossen, denen ich mich heute so verbunden fühle wie in den frühesten Jahren meiner Zugehörigkeit zur Partei, alles daran setzen werden, die Zukunft des VORWARTS sorglos zu sichern.

"Hitler, ein Imitator"

Historiker und Politiker sind sich darüber einig, dass der Faschismus in seinen Anfängen nicht antisemitisch war. Zu dieser Auffassung kann ich einen Beitrag leisten, der bisher unbekannt geblieben ist, und wesentlich genug ist, um der Vergessenheit entrissen zu werden.

Nach 10-jährigem Dienst als Oberregierungsrat und stellv. Pressechef der preussischen Staatsregierung wurde ich auf meinen Wunsch in den Auswärtigen Dienst übernommen und im Februar 1931 nach Rom entsandt. Über meine Arbeit an der Deutschen Botschaft und gelegentlich im Preussisch-Historischen Institut sei an dieser Stelle nichts berichtet. Von Interesse aber dürfte sein, was ich vom Tage der Machtübernahme durch Hitler am 30. Januar 1933 im faschistischen Ausland erlebte.

Es gibt ein bekanntes Sprichwort: "Les amis de mes amis sont mes amis!" Meine politische Überzeugung brachte mich dazu, dieses Sprichwort in sein Gegenteil zu verwandeln - les ennemis de mes ennemis sont mes amis - und auf diese Weise gelang es mir schliesslich, das Leben von ein paar hundert Kindern vor den deutschen Gaskammern zu retten.

In den Jahren 1931-1933 lernte ich in Rom Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens kennen, die auf dem kulturellen Sektor eine recht bedeutende Rolle spielten. Da war der ausserordentlich angesehene Philosoph Calogero, der Volkswirtschaftler und Soziologe Ugo Spirito, und dann vor allem Giovanni Gentile. Über meine Begegnungen mit ihm, die m.E. eine gewisse historische Bedeutung haben und bis zum heutigen Tage unbekannt geblieben sind, sei nachstehend Einiges berichtet.

Wer war dieser Giovanni Gentile? Ehemals Kultus- und Erziehungsminister, Schöpfer der Gentileschen Schulreform, die zum Teil auch heute noch an italienischen Schulen in Kraft ist, Verfasser zahlreicher philosophischer Werke, in denen er zusammen

mit seinem Freund Benedetto Croce eine idealistische Philosophie vertrat. Wer ihn, diese gewaltige, kraftsprühende Erscheinung im Hörsaal der römischen Universität herauschmettern hörte "pensiamo ergo siamo" (wir denken - also sind wir), erfasste sofort den entscheidenden Gegensatz etwa zu Heidegger, der "Das Sein" in den Mittelpunkt seiner Philosophie gestellt hatte.

Der Faschismus hatte sich befestigt, und von einem Tag zum anderen bekehrte sich Giovanni Gentile zu ihm. Als er die Tessera, das Abzeichen der faschistischen Partei, entgegennahm, erklärte er, der Faschismus sei die höchste Verwirklichung der liberalen Idee. Von diesem Tage an war die Beziehung zu Benedetto Croce abgebrochen. Wie kam es, dass ich, in deutschen und italienischen Kreisen als Sozialdemokrat und Jude bekannt, die Gunst, ja, die Freundschaft dieses zwiespältigen Mannes erwarb? Es ist hier nicht der Ort, eine tiefenpsychologische Forschung anzustellen, Genug: ich scheue mich nicht zu gestehen, dass ich bei allen Einwänden Gentile gegenüber Bewunderung für seine geistige Leistung empfand.

Wenige Tage nach der Machtübernahme Hitlers wurde ich aus dem Staatsdienst entlassen und zwar unter Hinweis auf Artikel 4 des "Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums". Eine schamlose Lüge übrigens, da ich ordnungsmässig 12 Jahre lang Berufsbeamter gewesen war. Aber Ministerpräsident Göring, der inzwischen den Posten von Otto Braun übernommen hatte, scheute sich, den Artikel 3 "Entlassung aus rassischen Gründen" anzugeben, weil man sich damals noch des Antisemitismus vor den Italienern schämte. (Staatssekretär Körner, ein Neonazi, der mich herauswarf, wurde 1946 im Nürnberger Kriegsverbrecher-Prozess zu 5 Jahren Gefängnis verurteilt. Ich habe nichts dazu und nichts dagegen getan)

Was sollte ich tun? Pension wurde mir gestrichen, Geldmittel besass ich nicht. Ich kannte die Haltung Gentiles dem Nazismus gegenüber, suchte ihn in seinem Büro auf und erzählte ihm das Geschehene. Die Wirkung ist schwer wiederzugeben. Gentile bekam

einen seiner gefürchteten Wutausbrüche, schlug mit der Faust auf den Tisch und rief: "Hitler è un imitatore, ed imitatori sono sempre sospetti"! (Hitler ist ein Imitator - Imitatoren sind immer verdächtig)

Ich stellte keinerlei Bitte, um irgend eine finanzielle Unterstützung. Ich hätte das für unwürdig erachtet. Da erklärte er mir, er beauftrage mich, seine soeben erschienene "Filosofia dell'Arte" (Philosophie der Kunst) ins Deutsche zu übertragen, eine Arbeit, wofür er mir Lire 3000 geben würde. (Davon konnte man damals mehrere Monate leben) Er werde sofort an den Berliner Verlag Junker und Dünnhaupt schreiben und diesem von seinem Auftrag Mitteilung machen.

Ein paar Tage später wurde ich auf's Neue zu Gentile bestellt. Er tobte - anders kann ich es nicht bezeichnen. Der Verlag hatte erklärt, er werde eine Übersetzung aus meiner Feder und mit meinem Namen nicht veröffentlichen. Ich hatte den Eindruck, dass Gentile der deutschen Regierung am liebsten den Krieg erklärt hätte. Er diktierte in meiner Gegenwart einen wütenden Brief an den Verlag, drohte mit Maßnahmen des italienischen Ausenministeriums gegen deutsche Schriftsteller und forderte eine veränderte Stellungnahme. Nach einigen Tagen kam die leicht verlegene Anfrage von Junker und Dünnhaupt, ob er, der Minister, und ich, der Übersetzer, uns mit der Übertragung unter dem Pseudonym Dr. Heinrich Langen einverstanden erklärten. Gentile vedete mir gut zu, ich liess mich überzeugen, und der Philosoph verabschiedete sich von mir mit den Worten "Passeranno anche questi tempi, caro Feiser" (auch diese Zeiten werden vorübergehen, lieber Feiser)

Dieses Gespräch war zunächst für mich persönlich bedeutungsvoll, aber es war mehr: es war wegweisend. Es wurde mir klar, dass einer Tätigkeit für die Opfer des Dritten Reichs, insbesondere wenn es sich um Kinder handelte, von faschistischer Seite keine Gefahren drohten. Und so beschloss ich, im faschistischen Florenz ein Landschulheim für die Kinder der Opfer des Dritten Reichs zu gründen. Hierüber werde ich in einem weiteren Beitrag berichten.

30.5.82

Im Frühjahr 1956 erhielt die Deutsche Botschaft in Madrid eine telegrafische Weisung des Auswärtigen Amtes in Bonn. In ihr wurde die Botschaft beauftragt, die Schauspielerinnen Romy Schneider, die mit ihrem "Sissi" Film in der Bundesrepublik einen ungeheuren Erfolg errungen hatte, und deren Uraufführung auf spanischem Boden bevorstand, zu betreuen und ihr einen Empfang zu bereiten, wie er bedeutenden Künstlern zuteil werde.

In dieser Zeit war ich, von Rio de Janeiro kommend, als Botschaftsrat an der Botschaft in Madrid tätig, und meine eigentliche Aufgabe bestand in der Leitung der einen Teil der Botschaft bildenden Kulturabteilung.

Romy Schneider, das wusste ich, war damals 17 Jahre alt. Das Auswärtige Amt hatte angekündigt, dass sie mit Mutter Magda Schneider, ihrem Stiefvater Blatzheim und ihrem Mitspieler Karl-Heinz Böhm mit dem Flugzeug eintreffen werde.

Gewitzt in den verschlungenen Wegen der Diplomatie machte ich mir klar, dass Romy ihrer Staatsangehörigkeit auch möglicherweise österreichische Staatsangehörige war, da sie eine deutsche Mutter und einen österreichischen Vater hatte. Infolgedessen zog ich es vor, meinen Kollegen an der österreichischen Botschaft telefonisch zu fragen, ob er etwa die Absicht habe, die hohen Gäste am Flughafen abzuholen. Diese Frage wurde so eindeutig bejaht, dass ich sofort meine entsprechende Absicht aufgab und dem österreichischen Kulturreferenten gern die Ehre des Empfangs der Künstlerin abtrat. Ich hatte Glück! Wie ein Lauffeuer war die Nachricht von der Ankunft der jungen berühmten Künstlerin durch die Hauptstadt gedrunken. Die Menge staute sich am Flughafen, und mein beklagenswerter Kollege wurde in einer der sich öffnenden Glastüren verfangen. Als er sich nicht ungefährlich herausgewunden hatte, wurde ihm der Hut vom Kopf gerissen und zertreten und sein Ohr verletzt. Das alles blieb mir erspart. Im gleichen Flugzeug befand sich der Erzherzog Otto von Habsburg, der damals in der Politik noch eine erhebliche Rolle spielte. Leicht verärgert und ein wenig süß-sauer erzählte

er später, man habe bei der Ankunft auf dem Flughafen keinerlei Notiz von ihm genommen, während sich alles um Romy Schneider drehte.

Hier ist von einem amüsanten Zusammenhang kurz zu berichten:

Botschafter der Bundesrepublik in Madrid war zu der Zeit Prinz Adalbert von Bayern, eine der glücklichsten Personalbesetzungen Adenauers. Prinz Adalbert, dem spanischen Königshaus verwandt, noch immer Prätendent auf den bayrischen Königsthron, Träger des Goldenen Vlies, ein angesehener Historiker, eine Persönlichkeit, wie sie mir von gleicher menschlicher Wärme und Überzeugungskraft nicht oft im Leben begegnet ist, verheiratet mit Prinzessin Auguste, einer österreichischen ~~U~~-Ur-Enkelin der Kaiserⁱⁿ Elisabeth, genannt Sissi, und deren Gemahl Kaiser Franz Josef. So ergab sich die seltsame Situation, dass die ~~U~~-Ur-Enkelin, die damals in den hohen sechziger Jahren war, ihre ~~U~~-Ur-Großmutter Sissi^{von} einer 17-jährigen Künstlerin vorgeführt bekam.

Am folgenden Tag nach der Ankunft unserer vier Gäste gab die Botschaft ein Festessen im Hotel Fenix, das heiter verlief. Ich hatte die Ehre, die junge Künstlerin zu Tisch zu leiten, ein bildhübsches ~~jungen~~ Wesen, leicht *breitengrass sehr charmant*. Ich fragte sie, wie man sich fühle, wenn man in so jungen Jahren schon so berühmt sei. Sie fand es beglückend. In gelockerter Stimmung verlief das Mittagessen, nur die köstliche Quiche Lorraine erkaltete leicht, weil der Maitre d'Hôtel, der Küchenchef und alle Ober, anstatt zu servieren, sich um Romy scharten, um von ihr auf Menukarten, Papierzerxixitten - und 3 toffservietten Autogramme zu bekommen. Dieser lästigen Pflicht unterzog sie sich mit Anmut und gleichmässiger Freundlichkeit.

Für den Nachmittag hatten wir, meine Frau und ich, einen großen Empfang in unserer Wohnung vorbereitet. Wir bewohnten damals das achte Stockwerk eines Madrider Miethauses. Wenn ich sage,

dass dieser Empfang, äusserlich betrachtet, einen der grossen "diplomatischen" Erfolge meiner gesamten beruflichen Laufbahn darstellte, so mag das für mich persönlich nicht sehr ehrenvoll klingen, aber immerhin erschien der Triumph einer jugendlichen grossen Künstlerin berechtigter als etwa das Spektakulum, das man heute für einen erfolgreichen Fußballer aufführt.

Wie gesagt: Madrid war in Aufruhr. Und so hatte sich ohne das geringste Zutun meinerseits herungesprochen, dass Romy Schneider den Nachmittag in unserm Heim verbringen würde. Was nun geschah, klingt wenig glaubwürdig, entspricht aber genauestens den Tatsachen: eine uns völlig unbekannte Menge erstürmte unser Wohnhaus und belegte vom Erdgeschoss bis zum Eingang im 8. S. stock jede Stufe, jeden Quadratmeter, sodass den Gästen der Weg zu uns nur mit allergrösster Mühe geebnet werden konnte.

Und damit endet meine Erinnerung an Romy Schneider. Sie war ein liebenswertes Geschöpf und ist es wohl bis zum Schluss geblieben. Den äusseren und inneren Anstürmen war sie offenbar nicht gewachsen und so versagte schliesslich ihr Herz gegenüber den Irrungen und Wirrungen ihres Lebens.

Herbert Marcuse und Martin Heidegger
- ein Gedenkblatt -

Wenn ich die Absicht hätte, ein Buch über die Zeit etwa zwischen 1912 und 1969 zu schreiben - ich habe eine solche Absicht nicht - so würde ich dieses Buch "Zeitgeschichte in Anekdoten" nennen. Das s aus verschiedenen Gründen: einmal, weil ich mich selbst nicht als Person der Zeitgeschichte betrachte - ich war stets um Selbsterkenntnis und Fernhaltung persönlicher Eitelkeit bemüht - und sodann, weil das Anekdotische, in wörtlicher Übersetzung aus dem Griechischen "Das Nicht-Herausgegebene", in der deutschen wissenschaftlichen Literatur weitestgehend vernachlässigt wird.

Auf der anderen Seite hatte ich ungewöhnliche Einsichten in bedeutungsvolles politisches und künstlerisches Geschehen, nicht so sehr auf Grund überragender Positionen, als auf Grund der Tatsache, dass ich, Jurist von Hause, niemals "Fachidiot" im heutigen Sinne des Wortes war, sondern stets als Heretiker ebenso mit den avantgardistischen Ereignissen auf dem Gebiet der zeitgenössischen Philosophie, Literatur, Musik, Malerei interessiert war. Auf diese Weise lernte ich, ungewöhnlich für einen Beamten, Persönlichkeiten der Zeitgeschichte kennen, die sich anderen Kreisen gegenüber wenig aufgeschlossen zeigten.

Wie angedeutet: ich war Beamter nach stürmischen Jugendjahren, Maßregelung auf der Schule, Freundschaft mit Liebknecht, ab 1921 bis 1931 Oberregierungsrat und stellv. Pressechef der preussischen Staatsregierung. In diese Zeit fallen Bekanntschaften und Freundschaften, Ereignisse und Erlebnisse, von denen nur zwei Begegnungen näher erörtert werden, wobei ich betone, dass ich mich ausschliesslich auf solche Angaben beschränke, die bisher der Öffentlichkeit völlig unbekannt geblieben sind.

Ich bin stolz darauf, Herbert Marcuse, den Philosophen und Soziologen, den Amänger und Mitbegründer der Frankfurter Schule, den Verfasser wissenschaftlicher Werke aus verschiedensten Wissensgebieten, vor allem seine Forschungen über Marx und Freud und die Möglichkeit einer Symbiose, gekannt zu haben. Dreimal

in seinem Leben stand er im Vordergrund des Interesses eines grösseren Personenkreises: viele Jahre hindurch als Wissenschaftler (vergl. seine im Suhrkamp-Verlag erschienenen Schriften), als Erwecker und Förderer der internationalen Studentenbewegung im Jahre 1968 und schliesslich bei seinem vor kurzem auf deutschem Boden erfolgten Ableben.

Es fiel das Wort "Anekdotisches". Es wurde bewusst gewählt, einmal, weil die Anekdoten Unbekanntes ans Licht zieht, und vor allem, weil sie besonders in der deutschen wissenschaftlichen Literatur vernachlässigt wird.

Was wissen wir eigentlich aus den jüngeren Jahren von Herbert Marcuse? Bisher ist es mir niemals gelungen, schriftliche Zeugnisse über die ersten Jahrzehnte seines Lebens vorzufinden. Und so sollen die nachfolgenden Zeilen dazu dienen, ihm aus persönlicher Erinnerung ein persönliches Denkmal zu setzen. Er hat es verdient.

Um 1920 herum gehörte mein Kreis der politischen Linken an. Wir waren mit der Entwicklung der Weimarer Republik unzufrieden, und schärfste Kritik an Ebert, Gröner, Noske führte uns zusammen. Herbert Marcuse - das soll einmal hier erwähnt werden - entstammte einer reichen bürgerlichen Familie in Berlin. Dem Vater gehörte u.a. der "Spindlerhof", eine Passage im Zentrum der Stadt, er besass - für damalige Verhältnisse fast einmalig - Pferd, Auto, Jacht, er äusserte ironisch, seine Söhne - Herbert hatte einen jüngeren Bruder - müssten durch seine Lungen atmen oder verhungern. Das erweckte den ersten Protest Herbert Marcuses. Er nahm sich eine bescheidene Zweizimmer-Wohnung in Berlin, promovierte über "der gesellschaftliche Roman im 19. Jahrhundert" und nahm eine Anstellung im Bücherantiquariat M.S. Fränkel an. Zwei Worte über dieses Geschäft, das eine Institution in Berlin war. Der Inhaber M.S.F. war der dickste Mann von Berlin. Er verstand ungeheuer viel von Erstausgaben, veranstaltete hervorragende Auktionen, während deren er laut schnarchend einschliess und die Fortsetzung meinem Freund Marcuse überliess.

Wenn ich im Nachfolgenden ein paar Scherze, spaßhafte Wendungen und dergl. zitiere, so bin ich mir der Tatsache bewusst, dass

ein solcher Versuch eigentlich zum Scheitern verurteilt ist. Man kann Worte wiedergeben, aber nicht eine Atmosphäre. Man kann einen Scherz wiederholen, aber nicht die Situation malen, aus der heraus er geboren wurde. Dennoch versuche ich es, und zwar ausschliesslich aus folgender Absicht heraus: in sämtlichen Würdigungen seiner Persönlichkeit zu Lebzeiten und bei seinem Tode wurde Marcuse als ein schwerer, düsterer, von Sorgen umwitterter Man^{m n} hingestellt. Mit ein paar losen, aus Dutzenden, ja Hunderten herausgezogenen Bemerkungen, will ich einen kleinen Beitrag zur richtigen Kenntnis dieses so ungemein wertvollen Menschen leisten, und meine These lautet: Herbert Marcuse war die ersten Jahrzehnte seines Lebens einer der heitersten, frohesten und humorvollsten Menschen, die mir je begegnet sind. Solche Erinnerungen würden in England ebenso hoch bewertet, wie die seriösen Seiten eines Menschen; in Deutschland aber hat man vor dem Humor noch immer eine leise Scheu, als setze ^{er} sie seinen Träger herab.

Wir waren enge Freunde. Verbunden durch gemeinsame politische Überzeugung und Liebe zum Buch. Und so erfreute es mich geradezu, als er mir in seiner tiefen Baßstimme, in leichtem Berliner Anklang, eines Tages sagte, meine bloße Existenz sei ein schlagender Beweis gegen das Dasein Gottes. Und als ich ihn einmal nach kurzer Abwesenheit fragte, ob Jemand sich nach mir erkundigt habe, erwiderte er mir, der Herr Schlag sei dagewesen und habe es bedauert, mich nicht getroffen zu haben. Als er, der Sohn des millionenreichen Hauses, die prachtvolle Sophie Wertheimer, Assessorin der Mathematik, heiratete, und seine bourgeoise Familie noch eine Mitgift erwartete, erklärte er strahlend, Sophie habe ihm als Mitgift ein Lineal in die Ehe gebracht. 1934 traf ich ihn in Berlin wenige Tage nach der Geburt seines Sohnes: in der einen Hand einen Nachttopf, in der anderen Heideggers Werk "Sein und Zeit" schwenkend. Und einer anderen heiteren Episode sei hier gedacht. Ein Hochsommertag, Einladung zur Bowle, und der Name des von uns allen höchst verehrten Philosophen Edmund Husserl wurde in einem scherzhaften Gedicht folgendermaßen einbezogen.

"Der Sommer ist schon da,

Husserl, heissert, Tralala"

Dass mit einem beschwingt, fröhlichen Menschen eine Reise nach Griechenland bei allen damaligen Schwierigkeiten im Jahre 1926 ausserordentlich glücklich verlief, mag hier nur am Rande erwähnt sein.

Und damit ist der Übergang einer weiteren Phase im Leben Herbert Marcuses gegeben, von dem nunmehr die Rede sein soll.

Es ist eine merkwürdige Beobachtung, die an geschichtlichen Beispielen immer auf's Neue beweisbar ist: Zeiten politischen Niedergangs sind zugleich Epochen kulturellen Aufstiegs. Diese These kann hier ^{nicht} bewiesen werden, es soll aber nur ein einziges Beispiel geboten werden: Spanien in der zweiten Hälfte des 17. Jhdts. und der ersten Hälfte des 18. Jhdts: Zeiten tiefsten politischen Niedergangs und höchsten politischen Aufschwungs.

Kenner der Entwicklung der Weimarer Republik waren nahezu von den ersten Tagen an von einer in nicht zu ferner Zeit drohenden Katastrophe überzeugt. Und doch sprach man von den Goldenen Zwanzigern. Man tat es sich ^t Recht, wenn man sich auf die geradezu überwältigenden kulturellen Leistungen auf allen Gebieten ^{wie der} Literatur, Malerei, Bühne, Musik und Philosophie beschränkte. Allein auf philosophischem Gebiet genügt es, die Namen Scheler, Jaspers, Husserl, Heidegger zu nennen, um sich ein Bild des gedanklichen Daseins jener Epoche zu machen.

Es ist unmöglich, hier auch nur einen kurzen Abriss der Philosophie Heideggers zu geben. Seit 1924 hatte man aufgehört. Als er 1929 in Freiburg unter dem Titel "Was ist ^{Meta} ~~mit~~ der Physik?" seine Antrittsvorlesung als Nachfolger Edmund Husserls hielt, der ihn selbst vorgeschlagen hatte, schien der Triumph vollendet; und doch war etwas vorausgegangen, was verstandesgemäss heute kaum noch zu begreifen ist, atmosphärisch, ^{aber}, schon um des Zusammenhangs mit Herbert Marcuse willen - mit ein paar Worten zu erörtern.

Im Jahre 1927 erschien Band 1 (Band 2 ist niemals erschienen) von "Sein und Zeit". Die Wirkung war nicht die eines bedeutungsvollen philosophischen Werkes: sie glich einer Explosion.

"Sein und Zeit" beherrschte das Denken, nicht zuletzt wohl, weil zahllose Probleme, die die Menschen beschäftigten, in ihm erörtert wurden: die Angst, die Sorge, das Geworfensein ins Dasein, das Dasein als Sein zum Tode, Etymologische Interpretationen wie der Begriff der Wahrheit (Aletheia) als das Entborgene. Heidegger füllte nicht nur grosse Lehrsäle, wie wir das seit Fichte und Hegel an deutschen Universitäten gewohnt waren - er zog die Menschen an, er bezauberte sie, er wurde zum Magier der Philosophie.

Es war eine Epoche der Meister-Jünger-Beziehungen, von der wir uns heute kaum eine Vorstellung machen können. Ich erinnere an die Kreise um Stefan George, um Rilke, die nicht von Freunden, sondern von Anbetern umgeben waren - anders lässt es sich nicht sagen, und eben die gleiche Wirkung übte Martin Heidegger aus.

Menschen, die seit Jahren ihre festen Berufe hatten, hingen alles an den Nagel, brachten die schwersten finanziellen Opfer, um noch einmal von vorne anzufangen, um zu Heidegger nach Freiburg zu gehen. Zu ihnen gehörte mein Freund Herbert Marcuse. Als ich im Jahre 1929 im Auftrag des Kultusministers Adolf Grimme nach Freiburg fahren musste, um zu versuchen, Heidegger zu einem Besuch in Berlin zu veranlassen, um dort den freien Lehrstuhl Prof. Troeltsch anzunehmen, war ich selbst fast von dem Rausch erfasst. Seit 8 Jahren war ich Oberregierungsrat und stellv. Pressechef der preussischen Staatsregierung, philosophisch nur ganz am Rade interessiert, und doch schwankte ich, alles aufzugeben. Und da war, um noch ein überzeugendes Beispiel aus Dutzenden zu wählen, Herr Seidemann, jahrelang Apotheker in Berlin, der alles hinwarf, um zum Magier zu eilen. Wieder kann eine kleine humoristische Episode zum besseren Verständnis beitragen: mein Freund Marcuse, humorvoller, doch nüchtern-skeptischer Berliner, trug eine Samtjacke. Ich fragte ihn nach dem Grund der für ihn nicht ganz passenden Kleidung, und es kam die halb-ironische Antwort: "Der Meister trägt sie!" Und man trank Kirschwasser in jener Zeit. Weshalb? Der Meister trank es. Das war die Stimmung. Damals schrieb Herbert Marcuse sein erstes grosses philosophisches Werk: "Recht und Revolution", eine Auseinandersetzung mit Marx und Hegel. Im Vorwort erschien der Satz: "Alles,

"Was dieses Buch bedeutet, dankt es Martin Heidegger!" Als Heidegger anlässlich seines Berliner Besuches den Ruf nach Berlin ablehnte, brachte ihm die Freiburger Studentenschaft unter Führung von Marcuse einen Fackelzug.

Und nun kommt der Bruch, der Abstieg, die Enttäuschung, ja, die Verachtung.

Hatten skeptische Gemüter schon nach dem Ruf nach Berlin leise Bedenken geäußert, bewies seine Haltung in den folgenden Jahren mehr und mehr die Berechtigung einer Skepsis. Als ich von Edmund Husserl, dem grossen jüdischen Philosophen, zum Mittagessen eingeladen wurde, sagte mir sein Assistent - es war im Jahre 1930 - man dürfe im Hause Husserl über alles sprechen, nur den Namen Heidegger nicht erwähnen. In den folgenden Jahren eliminierte Heidegger Widmungen, die er in früheren Schriften Scheler und Husserl zugeschrieben hatte, und als Husserl nach 1933 starb, weigerte sich Heidegger, an der Beerdigung teilzunehmen.

Es kam die berühmte Rede Heideggers anlässlich der Übernahme des Rektorats der Freiburger Universität im Mai 1933. Auf diese Rede, die eine der grössten Schand-Denkmäler deutschen Denkens ist, kann hier nicht eingegangen werden. Es genüge der Satz: "Der Führer selbst und allein ist die heutige und künftige Wirklichkeit und ihr Gesetz!" Sapienti sat!

Aber zurück auf Herbert Marcuse. Der Verrat seines Lehrers gehörte zu den bittersten Erfahrungen seines Lebens. Die Studenten, seine getreuesten Anhänger und Jünger, begannen, soweit sie nicht selbst dem nationalistischen Sog erlagen, sich ausserhalb Nazi-Deutschlands neue Existenzen und Arbeitsmöglichkeiten zu beschaffen. Herbert Marcuse ging zunächst nach Genf, wo er gemeinsam mit Horkheimer und Adorno das Soziologische Institut gründete, und schuf sich später einen bedeutenden Namen in den Vereinigten Staaten. Die meisten nationalistischen Lehrer gaben ihren Studenten, die ins Ausland gingen, ein paar Geleitworte der Empfehlung und der Anerkennung mit. Martin Heidegger verweigerte auch dies seinem einst treuesten Jünger und Anhänger Marcuse. Und damit schliesse ich ein trauriges Kapitel aus der Zeit des geistigen Niedergangs der deutschen Nation.

3.6.1982

Lieber Herr von Rüden!

In der Anlage sende ich Ihnen den erbetenen Lebenslauf und - erschrecken Sie nicht - zwei weitere Beiträge. Herr Dr. Wittek wird erhalten:

"Ein Landschulheim für Naziopfer im faschistischen Italien"

und

" Herbert Marcuse - Martin Heidegger"

Fühlen Sie sich bitte nicht durch mich irgendwie belästigt, aber seien Sie sicher, dass ich Ihnen überaus dankbar bin. Wann eröffnen wir die Presse-Agentur von Rüden? (Eine solche von Puttkamer habe ich bereits 1926 eröffnet!)

Sehr herzlich, auch Ihrer lieben Gattin,

Ihr

Kurzer Lebenslauf

20.8.1895	geboren in Berlin
1902-1914	Luisenstädtisches Gymnasium
1914-1918	Studium der Rechtswissenschaften und Volkswirtschaft an der Universität Berlin
Ende 1917	Heeresdienst beim Train in Spandau
2.5.1918	Dr. jur. Magna cum laude, Universität Greifswald
9.11.1918	Arbeiter- und Soldatenrat
Februar 1919 bis April 1921	Redakteur am VORWÄRTS
1921-1931	Regierungs- und Oberregierungsrat stellv. Pressechef der preussischen Staatsregierung
1931-1933	Versetzung nach Rom an die Deutsche Botschaft
Februar 1933	Entlassung aus politischen Gründen
Herbst 1933 bis September 1938	Gründung und Leitung des Landschulheims Florenz für die Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung
20.4.-10.5.1938	Gefängnis Florenz während der Hitler-Mussolini Begegnung
September 1938	Flucht nach Nizza
Mai 1939	Einwanderung in die USA
Herbst 1939 bis September 1943	Prof. für romanische Sprachen an der Loyola-Universität in New Orleans
1943 bis 1946	US-Government Washington (Office of War Information)
1946-1947	US-Mitglied der Anklagebehörde im Nürnberger Kriegsverbrecher-Prozess
Februar 1948 bis November 1948	US-Vertreter in Prag
Ende 1948- Anfang 1951	freier Schriftsteller in Rom, Lugano, Godesberg (altspanische Übersetzungen für den Manesse und Amerbach-Verlag, Zürich)

1951-1954	Versetzung an die Botschaft Rio de Janeiro (Kulturattaché)
1954-1959	Deutsche Botschaft Madrid (Botschaftsrat)
1959-1960	Deutsche Botschaft Managua-Nicaragua
	Gesandter und Botschafter
August 1960	Pensionierung
1961-1966	Eröffnung und Leitung des Goethe-Instituts in Palermo
1966-1969	Leitung des Goethe-Instituts, Genua

Adolf Grimme und Martin Heidegger

Was die Adolf-Grimme-Stiftung ist und bedeutet, ist weiten Kreisen bekannt. Dass Adolf Grimme einmal in der Zeit der Weimarer Republik Kultusminister in Preussen war, ist schon weniger bekannt. Wie er es aber wurde, das weiss nur ein Einziger, nämlich der Verfasser dieser Zeilen, und wenn diese politische Episode hier dargestellt wird, so geschieht das nicht aus Gründen irgend welcher politischen Eitelkeit - nichts liegt mir ferner - als vielmehr aus dem Wunsche heraus, ein kleines Geschichtsfaktum zu klären.

In der Zeit der Weimarer Republik (1919-1933) bildete Preussen das eigentliche Bollwerk der Demokratie. Man hat, nicht mit Unrecht, viel Negatives über Preussen, den preussischen Geist, den preussischen Militarismus gesagt; aber auf der anderen Seite - und gerade die diesjährigen Erinnerungsfeiern haben es erwiesen - auf dem Gebiet der Politik war die preussische Regierung unter Führung des sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Otto Braun lange Zeit hindurch ein Bollwerk gegen den anstürmenden Nazismus.

Es war eine Koalitionsregierung, bestehend aus Sozialdemokraten, Demokraten und der Zentrums-Partei. Die Sozialdemokraten waren durch den Ministerpräsidenten Braun sowie durch den Innenminister Karl Severing vertreten. Im Jahre 1929 entstand eine Regierungskrise dadurch, dass die Sozialdemokraten auf Grund der Mehrheitsverhältnisse einen weiteren Ministerposten forderten. Es wurde ihm vom Kabinett zugestimmt, und der hochbegabte demokratische Kultusminister, Professor der Orientalistik Becker, musste seinen Posten aufgeben.

Wer sollte Nachfolger werden? Es herrschte Unsicherheit und Verlegenheit, besonders auch in sozialdemokratischen Kreisen.

Seit Jahren verband mich eine gute Freundschaft mit Adolf Grimme, der ursprünglich aus dem Lehrberuf kam, Schüler des Philosophen Husserl war und z.Zt. der Regierungskrise Präsident des Provinzial-Schulkollegiums war.

Fast täglich war ich beim Ministerpräsidenten zur politischen Besprechung, und bei einem dieser Anlässe nahm ich mir den Mut, Otto Braun als neuen Kultusminister Adolf Grimme vorzuschlagen. Ich betonte, dass nicht meine persönliche Freundschaft zu ihm, sondern meine Überzeugung von seiner Eignung für diesen Posten meinen Vorschlag bestimme. Der Ministerpräsident forderte mich auf, den Genossen Grimme für den Nachmittag zu ihm zu bestellen.

Am gleichen Nachmittag waren wir bei Grimmes eingeladen. Wir, meine Frau und ich, gingen hin, Frau Grimme entschuldigte ihren abwesenden Mann, der plötzlich zum Ministerpräsidenten berufen worden sei, ich verriet nichts. Nach zwei Stunden erschien Adolf Grimme, freudig erregt, und rief: "Ich bin Kultusminister geworden!" "Ich weiss", sagte ich ruhig und beglückwünschte ihn entsprechend.

Adolf Grimme war religiöser Sozialist, ruhig im Handeln, vornehm im Denken, nicht sehr kraftvoll, und so war es mein Bestreben, ihn zu stützen und seine Stellung zu festigen. Wie war das am besten zu erreichen? Politisch saß Grimme fest im Sattel. Jetzt sollte auch in wissenschaftlichen Kreisen seine Stellung gestärkt werden. Seit Jahren war der Lehrstuhl von Prof. Troeltsch an der Berliner Universität unbesetzt. Da kam mir der Gedanke - es war mittlerweile 1930 geworden - Grimme die Berufung Martin Heidegger nach Berlin vorzuschlagen. Wer war dieser Martin Heidegger?

Im Jahr 1927 war ein Buch erschienen "Sein und Zeit", dessen Wirkung einfach überwältigend war. Hatte Heidegger durch seine Tätigkeit in Marburg bereits die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf sich gelenkt, so hatte dieses Werk einen Erfolg

und eine Wirkung, wie sie vielleicht noch nie erzielt worden war. Dabei war das Buch schwer verständlich und in einer zum Teil skurril wirkenden Sprache abgefasst. Aber es enthielt Hinweise auf Probleme der Gegenwart, es befasste sich mit den Fragen der Angst, der Sorgen, des "Daseins zum Tode". Es enthielt neue ethologische Deutungen, denen die Philologen nicht immer zustimmten, die den Begriff der Wahrheit, im griechischen aletheia, den Heidegger als "Das Entborgene" deutete. Im Jahre 1929, inzwischen war Heidegger auf den Philosophischen Lehrstuhl der Universität Freiburg berufen worden, hielt er eine Vorlesung "Was ist Metaphysik?", die seinen Ruhm weiter festigte. Die Studenten strömten nach Freiburg. Viele Menschen vorgerückten Alters gaben ihren Beruf auf, um "beim Meister" in Freiburg zu studieren. Der Philosoph besaß die Anziehungskraft eines Magiers. Und diesen Mann sollte Grimme nach Berlin berufen.

So gab Minister Grimme mir den Auftrag, nach Freiburg zu fahren und Heidegger im Namen Grimmes den Berliner Lehrstuhl anzubieten. Welche Wirkung dieser Auftrag hatte, ist rückblickend schwer zu beschreiben. Es herrschte ein Aufruhr in Freiburg. Der Meister war, wie so häufig, in seinem Bergasyl auf dem Todtnau-Berg, doch als ich, von einigen Studenten begleitet, nach mühseliger zweistündiger Wanderung bei ungewöhnlicher Hitze das Ziel erreichte, war Heidegger nicht zugegen. Erst am folgenden Tag traf ich ihn in seiner Freiburger Wohnung und entledigte mich meines Auftrages. Er nahm die Einladung an und erschien wenige Tage später in Berlin.

An dem Gespräch zwischen ihm und Grimme nahm ich aus Gründen der Diskretion nicht teil. Unmittelbar darauf unterrichtete mich Grimme dahin, dass Heidegger sein Angebot abgelehnt habe, obwohl er ihm ein Stargehalt in Aussicht gestellt hatte. Als ich im folgenden Jahr meinen Freund Herbert Marcuse in Freiburg besuchte und bei dessen Anlass Heidegger wiedersah, bat er mich,

Minister Grimme zu sagen, das Gespräch mit ihm gehöre zu den schönsten Stunden seines Lebens.

Und dann folgte der Verrat: Heideggers Rede bei der Übernahme des Rektorats der Universität Freiburg am 27. Mai 1933. Es ist unmöglich, im Rahmen dieses Berichtes auf die Bedeutung dieser Rede einzugehen. Sie war ein glühendes Bekenntnis zum Nationalsozialismus und forderte drei Dienste: Arbeitsdienst, Wehrdienst und Wissensdienst - gleich notwendig und gleichen Ranges. Und er sprach von der Herrlichkeit und der Grösse dieses Aufbruchs, von der jüngsten Kraft des Volkes, die die Entscheidung gebracht habe, und er zitierte ein Plato-Wort: "Alles Große steht im Sturm!"

Vom Arbeiter- und Soldatenrat zum VORWARTS-Redakteur

Kurt Tucholsky, der Unvergessliche, hat einmal geschrieben, er schäme sich bis zum heutigen Tage, im Weltkrieg nicht den Mut zur Kriegsdienstverweigerung besessen zu haben. Stattdessen habe er zu den üblichen Mitteln gegriffen, die zu Kreislaufstörungen, Herzbeschleunigung, Sehstörungen usw. führten, und so sei er einem Dienst entronnen, den er als eine andere Form des Menschenmordes betrachtete. Seine spätere Feststellung, die Soldaten des ersten Weltkrieges "seien für einen Dreck gestorben", wurde falsch interpretiert und ihm bitter als Beleidigung der Toten angerechnet. Seine Feststellung war nur zu richtig.

In ähnlicher Lage befand ich mich. Gewissermaßen als Sozialdemokrat zur Welt gekommen, auf der Schule wegen moralischer Unreife (Propaganda für die Sozialdemokratie) gemäßregelt, überzeugter Pazifist, gehörte ich, nicht zuletzt unter dem Einfluss von Karl Liebknecht (worüber ich einmal gesondert berichten werde) jener radikal-pazifistischen Gruppe an, die von Kriegsbeginn an für eine Verweigerung der Kriegskredite eintrat, obwohl Hugo Haase, Führer dieser oppositionellen Gruppe, aus Gründen der Parteidisziplin das gefährliche Wort sprach: "In der Stunde der Gefahr, lassen wir das Vaterland nicht im Stich!"

So tat auch ich alles, mich dem Wehrdienst zu entziehen. Drogen im heutigen Sinne gab es nicht. Man griff zu starkem Kaffee, ein paar Spritzen und ähnlichen Dingen, und so gelang es mir, mich dem Heeresdienst bis zum Jahre 1917 zu entziehen und meinen juristischen Studien nachzugehen.

Eine heitere Episode sei aus jener Zeit zu berichten: Rektor der Berliner Universität war in den Anfangsjahren des Krieges Prof. Willamovitz-Möllendorff, Wirklicher Geheimer Rat, Exzellenz. Ich konnte ihn davon überzeugen, dass eine Unterbrechung meines Studiums eine Gefahr für meine wissenschaftliche Fortbildung bedeuten würde, und er schrieb mir tatsächlich einen kurzen Hinweis auf diese Tatsache. Mit diesem kostbaren Stück Papier

bewaffnet, erschien ich, mein Pappkofferchen in der Hand, auf dem Berliner Kasernenhof, und auf den im schneidenden Ton erfolgten Ruf, wer etwa eine Rückstellung beantrage, solle dies sofort dem Hoch zu Roß befindlichen Major Grünwald überreichen, trat ich vor und gab ihm meinen Brief. In seinem Leben hatte er den Namen des Rektors nicht gehört. Auf seine Frage, wer der Herr sei, beschränkte ich mich auf die Anfangsworte "Seine Exzellenz, Wirklicher Geheimrat" und erweckte in dem Major offenbar die Vorstellung eines besonders prominenten Officialbeamten des Kriegsministeriums. "Entlassung genehmigt!", und ich war gerettet. So konnte ich mein Studium in Ruhe fortsetzen.

Erneut erhielt ich im Herbst 1917 einen Stellungsbefehl nach Spandau, und dieses Mal rieten mir meine politischen Freunde, keinen Ausweichversuch zu unternehmen, da die Stimmung in Spandau rebellisch sei, und der Krieg sich ohnehin dem Ende nähere. So nahm ich die Uniform. Ich hatte das große Glück, als Unteroffizier einen gleichfalls politisch links eingestellten Rechtsanwalt Friedmann zu haben, der mir während der militärischen Übungen im entscheidenden Augenblick zuflüsterte: "Gewehr hinwerfen, ohnmächtig werden!" Das tat ich mit einem schauspielerischen Geschick, das ich später nie wieder hätte aufbringen können. Und so kam es, dass ich bereits nach wenigen Tagen in Anerkennung meiner juristischen Studien zum Gerichtsoffizier abgeordnet wurde. Dort war ein Hauptmann Kornfeld, eine unerfreuliche Erscheinung. Nie fiel ein lautes Wort; aber woher die Möglichkeit hatte, Menschen zu schikanieren, harmlose kleinste Diebstähle mit schweren Strafen zu belegen, für ein fehlendes Komma in einem Bericht drei freie Nachmittage zu streichen, ergriff er freudig diese Gelegenheiten. Die Schriftsätze und Anklageschriften zu entwerfen, war meine Aufgabe. Daß ich alles tat, die winzigen Vergehen der armen Teufel im mildesten Licht erscheinen zu lassen, merkte Herr Kornfeld nur zu bald. "Sie betreiben Mohrenwäsche, ich warne Sie!" und wieder waren mir ein paar freie Nachmittage gestrichen.

Es kam der 9. November 1918, für die einen der Tag des Zusammenbruchs, für die anderen der Tag der Revolution. Meine erste Aufgabe war, Herrn Hauptmann Kornfeld am frühen Morgen aufzusuchen, um mit ihm abzurechnen. Was mich bestimmte, war nicht ein Gefühl der Rache, sondern der Gerechtigkeit. Ein paar Tage vorher hatte ein Soldat seiner Schikane wegen sich erhängt. Ich traf den Hauptmann beim Rasieren. Er empfing mich mit den Worten "ich möchte mir am liebsten eine Kugel durch den Kopf schiessen!" "Sie sollten es tun!" erwiderte ich ihm, und ohne die geringsten Schwierigkeiten, entfernte ich ihm die Achselstücke seiner Uniform, die ihn als Hauptmann qualifizierten. Es war einer der wenig großen Triumphe meines Lebens, als er nach einer Reihe von Wochen gerade vor mir erscheinen musste, um mich um eine Bescheinigung zu bitten, auf Grund deren er aus dem Heeresdienst entlassen werden konnte.

Noch aber habe ich die Frage nicht beantwortet: Wie wurde ich Arbeiter- und Soldatenrat? Man muss sich in den turbulenten Geist jener Zeit hineinversetzen, um diese neue Gruppierung - von einer Organisation kann man kaum sprechen - zu verstehen. Tausende von jungen Männern, die dem Krieg von Anfang an oder später ablehnend gegenüber gestanden hatten, fanden sich spontan zusammen, in der Hoffnung, eine neue Republik, einen sozialen Staat der Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit aufzubauen.

Es ist nicht wahr, wenn heute behauptet wird, es habe sich bei den Arbeiter- und Soldatenräte um ungezügelte kommunistische Haufen gehandelt, bei denen der gerade damals von Karl Liebknecht gegründete Spartakus-Bund die Hauptrolle gespielt habe. Ortsgruppen ernannten die Arbeiter- und Soldatenräte. Ich wurde von den Spandauern gewählt. Dass bei dem Wort Räte selbstverständlich auch Gedanken an die junge russische Revolution, auf die man damals noch grosse Hoffnungen setzte, eine Rolle spielten, ist zweifellos. Aber schon damals - das muss im Interesse der geschichtlichen Wahrheit gesagt werden - bildeten die überzeugten Kommunisten eine verschwindende Minderheit. Ich selbst,

immer dem linken Flügel der SPD, der damaligen Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei angehörig, bin selbst niemals, auch in Zeiten enger Verbundenheit mit Karl Liebknecht Kommunist gewesen.

Was wir taten, wie wir es taten? Es war stürmisch, ungezügelt, aber nicht chaotisch, weil es von einem ungeheuren Willen zum Aufbau, von einer politischen Leidenschaftlichkeit getragen war, wie sie die Geschichte der Deutschen Sozialdemokratie, auch in ihren besten Jahren vor 1914 nicht, nicht erlebt hatte. Alles war spontan. In den ersten Tagen des November 1918 fand eine Riesenkundgebung der Arbeiter- und Soldatenräte im Reichstagsgebäude statt, und ich erhielt den Auftrag, wegen der sich damals schon drohenden Anzeichen eines Vordringens reaktionärer Kräfte im Auftrag der Arbeiter- und Soldaten-Räte mit dem damaligen Oberkommandierenden der Wehrmacht NOSKE zu verhandeln. Ich kann hier nicht die trüben Vorgänge schildern, die bereits am 9. November 1918 einsetzten, brauche es auch nicht, weil sie in sämtlichen Geschichtsdarstellungen ausführlich beschrieben sind, und ich es als meine Aufgabe ansehe, nur das zu schildern, womit ich gewisse Lücken auszufüllen vermag. Erwähnt sei der berüchtigte Ebert-Groener-Pakt, der der revolutionären d.h. sozialistischen Aufbaubewegung schon in den allerersten Stunden das Genick brach. Die Arbeiter- und Soldatenräte glaubten noch die Macht in der Hand zu haben, in Wirklichkeit aber war sie ihnen bereits entglitten. Entsprechend verlief mein Gespräch mit NOSKE. Ich erwähnte die Verfolgung der Berliner Arbeiterschaft durch die Reichswehr, betonte die unheilvolle Rolle des neu sich bildenden Sozialdemokratischen Militärbündnisses, erinnerte ihn an die Tradition, Aufgabe und Verfolgung im Dienst der neuen Ideen. Es war alles vergeblich. Mit den kühlen Worten: "Haben Sie etwas Geduld!" wurde ich entlassen.

NOSKE wurde nach seiner unheilvollen militärischen Tätigkeit Oberpräsident von einer deutschen Provinz, und noch im Jahre 1932 erklärten die Nationalsozialisten, sie würden ihm in einem künftigen Nazikabinett einen Posten anbieten . . .

Und damit war den Arbeiter- und Soldatenräten das Rückgrat gebrochen. Ich will hier keine Autobiographie schreiben und meine persönlichen Erlebnisse nur in soweit erwähnen, als sie ein gewisses zeitgeschichtliches Interesse beanspruchen dürften. Ein paar Monate hielt die Begeisterung noch an, bis sie einer gewissen politischen Skepsis Platz machte.

Damals gab Eduard Bernstein, Mitglied des Parteivorstandes, Herausgeber zahlreicher wissenschaftlicher Werke über sozialistische Fragen, eine Zeitung heraus "Der Sozialdemokrat", die sich hauptsächlich mit der Frage der Einigung der beiden feindlichen Flügel befasste. In diesem Sinn sandte ich der Redaktion einen Artikel mit einem Bekenntnis zur Versöhnung und zum Zusammenschluss, und kurz darauf erhielt ich eine Einladung, Eduard Bernstein aufzusuchen. Er war eine ehrwürdige Erscheinung, fast mehr einem weisen Rabbiner gleichend als einem sozialistischen Führer. Höchst umstritten seine politische Linie, die in den Worten gipfelte: "Mir ist die Bewegung alles, das Ziel nichts!" Er veröffentlichte meine Arbeit, sprach mit dem Chefredakteur des VORWARTS Friedrich Stampfer, der mich kurz darauf zu sich bestellte und mich in die politische Redaktion des VORWARTS aufnahm. In ihr verblieb ich, lernte prächtige Menschen wie den Chefredakteur Stampfer und seinen gescheiten und humorvollen Stellvertreter Erich Kuttner kennen und schätzen, der als Freiwilliger auf Seiten der Republikaner 1936 im Spanischen Bürgerkrieg fiel, und besonders bewunderte ich Arthur Zickler, einen 19-jährigen Arbeiter und Autodidakten, der glänzende politische Gedichte und die besten Leitartikel schrieb. Zwei Jahre später, im April 1921, wurde ich in die Presseabteilung der preussischen Staatsregierung des Ministerpräsidenten Braun berufen.

"Moralische Unreife"
Deutsche Schule, Deutsches Haus um die
Jahrhundertwende

Im Jahre 1902 wurde ich in das Luisenstädtische Gymnasium eingeschult, nicht so sehr, weil meine Eltern auf eine Erziehung im sog. humanistischen Geist besonderen Wert legten, als vielmehr auf Grund der Tatsache, dass diese Schule nur wenige Minuten von unserer im Berliner Süden gelegenen Wohnung entfernt war.

Es ist leicht zu verurteilen, schwer zu urteilen. Denke ich an meine Schulzeit zurück, so bleibt Positives und Negatives zu sagen. Das Positive war die Vermittlung bleibender Sachkenntnisse vor allem in den sprachlichen Fächern, im Lateinischen und Griechischen, an Negativem ist vor allem die gänzliche Beziehungslosigkeit zwischen Schülern und Lehrern zu erwähnen. Nur aus dem Vergleich mit heute - und ich bin in ständiger Verbindung mit Lehrern und Schulinstitutionen der Gegenwart - lässt sich ein einigermaßen abgewogenes Bild zeichnen. Die Lehrer waren, was man heute als "Fachidioten" bezeichnen würde, mit allem Positivem und Negativem, das sich mit diesem Wort verbindet. Das Seltsame und das heute fast Unbegreifliche war, dass wir eigentlich garnicht auf den Gedanken kamen, es mit lebendigen Menschen aus Fleisch und Blut zutun zu haben. Wir wussten kaum von einem unserer Lehrer, ob er Familie hatte, besondere Neigungen, Interessen ausserhalb des Fachlichen. Von einem einzelnen Lehrer wurde vorsichtig gesagt, er habe liberale Neigungen, bei zwei weiteren, die eine gemeinsame Wohnung hatten, wurde von homoerotischen Neigungen geflüstert. Das war alles, was wir von privater Sphäre wussten und erfuhren. Über allem aber lagerte der stockkonservative Geist einer Epoche, in der das Dreiklassen-Wahlrecht der Mehrzahl der Menschen die Möglichkeit nahm, ihrem politischen Willen mit dem Wahlzettel Ausdruck zu geben.

Den Höhepunkt des Jahres bildete der 27. Januar, Kaisers Geburtstag, der mit tönenden und tön^{er}en Reden, mit feierlicher Musik und Gesang begangen wurde und in dem uns der Patriarch der Schule, Dir. Müller, Verfasser einer lateinischen Grammatik,

- 2 -

klar machte, dass wir fast nichts dem Elternhaus, aber nahezu alles seiner Majestät verdankten.

Damals war man ärmer an Besitz, reicher an Hoffnungen. Heute ist es umgekehrt, woraus leicht zu schliessen ist, welche Generation glücklicher war und ist. Das Prinzip Hoffnung ist nicht erst seit Blochs glänzender Forschung entscheidend. Es bildet das Zentrum des menschlichen Seins, und durch das Fehlen der Hoffnung in der Gegenwart, ist der Unterschied zu jener Zeit ein essentieller und nicht ein gradueller.

Angesichts der Beziehungslosigkeit zwischen Lehrern und Schülern begannen die Interessierteren unter uns, in verhältnismässig jungen Jahren einen Plan für die Zukunft zu gestalten. Fast jeder Sekundaner hatte eine mehr oder weniger feste Vorstellung seiner kommenden Tätigkeit. Politisch war man nicht sehr interessiert. In meiner Klasse war ich der einzige. Ich hatte von je eine Leidenschaft zum Lesen besessen. Um es kurz zu sagen: nicht so sehr durch die klassisch-marxistischen Schriften von Marx bis Bebel kam ich zum Sozialismus, sondern eigentlich durch die sozialen Dramen Gerhart Hauptmanns. Und so wachte ich gewissermassen eines Tages als Sozialdemokrat auf. Was das aber damals bedeutete, ist einem Leser von heute schwer klar zu machen. Es war Hingabe und Verzicht, Kampf und Begeisterung. Und über allem stand die tiefe Überzeugung der Schlußworte des kommunistischen Manifestes: Befreiung der Menschheit durch die Befreiung des Proletariats. Damit war man aber in Schule und Haus nicht nur Mißtrauen ausgesetzt - man war geächtet. Das Wort "Klassenkampf" spielte eine ungeheure Rolle, und ich spielte sie mit. Mein Vater, Wähler der fortschrittlichen Volkspartei, betrachtete den sozialdemokratischen Sohn als verlorenen Sohn. Haßausbrüche, wie sie heute kaum vorstellbar sind, vergifteten die Atmosphäre "Du kannst Schuster werden", "Lass Dich von Deiner Partei ernähren", in der Schule wuchs das Mißtrauen der Lehrer gegen den Rebellen. In der Sekunda, also mit 16 Jahren, begann ich politisch aktiv zu werden, und beim Wahlkampf 1912 verteilte ich auf dem Moritz-Platz in Berlin Flugblätter zu Gunsten des sozialdemokratischen Kandidaten Düwell.

Inzwischen hatte ich, heimlich natürlich, begonnen, die Reichstagssitzungen zu besuchen. Hätte man das entdeckt, ich wäre sofort geflogen. Der Besuch ging so vor sich: man betrat die Wandelhalle durch Eingang 5 und schrieb einem Abgeordneten, den man mehr oder weniger gut kannte, ein paar Zeilen mit der Bitte, um einen Platz auf der Tribüne. Mitunter erschien der Abgeordnete persönlich, meist sandte er die Karten durch einen Amtsdienner. Ich schrieb an Karl Liebknecht. Dieser kam, sah mich prüfend an, und es entstand eine Schüler-Meister-Beziehung, die sich später zu einer bis zu seiner Ermordung reichenden Freundschaft vertiefte. Er schrieb einen Brief, dessen Wortlaut ich noch im Gedächtnis habe: "Ich bitte, mich im Reichstag Eingang 2 (der sonst nur für Abgeordnete reserviert war) zu erwarten!" Mit diesem Brief habe ich einen unbeschreiblichen Mißbrauch getrieben, und ^{ihn} bis zu meinem Eintritt als Beamter in der Regierung des Ministerpräsidenten Braun im Jahre 1921, als 9 jahrelang, verwendet.

und als ~~dann~~ ⁹ ~~ein~~ ^{paar} ~~Tage~~ ^{später} mein Mathematiklehrer, der mich ohnehin meiner geringen Leistungen wegen nicht ausstehen konnte, den VORWÄRTS aus der Tasche zog, da war's um mich geschehen. Mein Vater wurde zum Direktor berufen, und es wurde ihm eröffnet, man habe mich wegen "moralischer Unreife" auf ein Jahr vom Abitur zurückgestellt. Das Jahr verging, aber meine Überzeugung wandelte sich nicht. Es näherte sich das Abitur. Damals wurden drei Themen zur Auswahl gestellt, und der beste wie der schlechteste Aufsatz wurde dem Direktor zur Begutachtung vorgelegt. Ich ~~erinnere~~ ^{den} mich an zwei der gestellten Aufgaben: Wie ringt sich Skythe Thoas zur reinen Menschlichkeit hindurch? Und: kann und soll ich in meinem künftigen Beruf meine Interessen mit denen der Gesamtheit verbinden? Ich wählte das zweite Thema, und es wurde erneut ein glühendes Bekenntnis zum Sozialismus. Als sozialdemokratischer Abgeordneter, so führte ich aus, würde ich versuchen, den Klassenkampf des Proletariats bis ~~zum~~ ^{zu} endgültigen Sieg durchzuführen - Vom heutigen Gesichtspunkt aus eine prächtige Utopie. Mein Deutschlehrer, der die Arbeit zu beurteilen hatte, und der selbst freisinniger Neigungen verdächtig war, beurteilte die Arbeit in erfreulicher Objektivität als "sehr gut" und bezeichnete sie als die beste Abiturarbeit, meinte aber, falls er sie dem Direktor vorlege, so würde mir erneut ein Bannfluch auferlegt werden. Ich verzichtete auf die Ehre und bestand schliesslich, trotz völligen Versagens in den naturwissenschaftlichen Fächern, im Frühjahr 1914 das Abitur, und mit Begeisterung einer Zukunft entgegen-
sehend, von deren Grauen wir damals noch nichts ahnten.